

Die deutsche Sprache ist reich an Substantiven, hinter denen sich oft ein diffuses Konglomerat von Meinungen und Ahnungen verbirgt, die, sobald man den Begriff etwas genauer untersucht, hervorquellen wie Eiter aus einer sehrenden Wunde. Am besten also man befragt diese Begriffe nicht weiter, will man nicht Gefahr laufen, am Ende bekleckert und in der Regel auch nicht viel schlauer dazustehen. Ein solches Restlager von zweifelhaftesten Aussagen und Meinungen, vermischt mit Ideologien, Parolen und Phrasen, ist der Begriff Heimat.

In meiner Jugend war die Sachlage ziemlich einfach, wer von Heimat sprach, der las Landserheftchen und war auf die Nationalzeitung abonniert. Heimat, das war Blut und Boden, die Scholle meinetwegen noch und je nach Region der röhrende Hirsch oder der balzende Auerhahn. Da meine Eltern und die Eltern vieler Klassenkameraden aus ihren jeweiligen Heimaten vertrieben waren – es ist bezeichnend, dass die Heimat sich dem Plural verweigert –, schwang aber noch etwas anderes mit, nämlich dass Heimat immer dort ist, wo man nicht ist, oder etwas genauer gefasst, dass Heimat sich erst dann erkennen und in der Folge vermissen lässt, wenn man genügend Distanz zu ihr eingenommen hat.

Im zweiten Jahr Latein stießen wir auf das römische Sprichwort: *ubi bene ibi patria*, dort wo es mir gut geht, ist meine Heimat. Unser Lateinlehrer extemporierte an Hand dieses Satzes seine Auffassung, dass diese Sentenz schon Ausdruck einer herannahenden Dekadenz gewesen sei; ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es auch derselbe Lehrer war, der bei anderer Gelegenheit von der einschneidenden Erfahrung sprach, als man den italienischen Bundesgenossen habe entwaffnen müssen. Passen würde es. Ein anderer Lehrer störte mein eigenes Gefühl von Heimat recht tief, als er eines Abends mit der Begrüßung, er habe besser durch Russland gefunden als zu meiner elterlichen Wohnung, vor unserer Tür stand. Ich rief nach meiner Mutter, mein Vater war in der Chorprobe, aber auch sie konnte den Mann nicht abwehren, der in unser Wohnzimmer eindrang, meiner Mutter Platz anbot, um sich dann über eine ungerechtfertigte Rüge des Direktors zu beschweren, die von meinen Eltern veranlasst worden war, und deren genauere Hintergründe zu erklären an dieser Stelle zu weit führen würde, nur so viel sei gesagt, es handelte sich um Aussagen, welche die reine Weitergabe von Schulstoff überschritten und auf die Geldanlage unserer Eltern zielten.

Als vor neun Jahren der Salon Brenner mit einer ersten Ausstellung eröffnet wurde, gestaltete ich hier im Keller eine Installation, die sich mit dem Begriff der Heimat auseinandersetzte. Ich nannte sie *Combray* nach dem Ort in Prousts Suche nach der verlorenen Zeit, ein Ort, den ich mir als ideelle Heimat, zumindest zeitweise, durchaus vorstellen konnte, und der auch auf meine damalige Heimat und deren Umgebung zurückwirkte, denn mit einem Mal verwandelten sich die unspektakulärsten Verkehrswege allein durch die banale Autobahnbepflanzung Weißdorn in einen

Prozessionsweg zu Prousts Gedenken. Der andere, der hessische Pol meiner Installation war Adorno, der ziemlich am Ende seiner *Negativen Dialektik* schreibt:

"Was metaphysische Erfahrung sei, wird, wer es verschmäht, diese auf angebliche religiöse Urerlebnisse abziehen, am ehesten wie Proust sich vergegenwärtigen, an dem Glück etwa, das Namen von Dörfern verheißen wie Otterbach, Watterbach, Reuenthal, Monbrunn. Man glaubt, wenn man hingeht, so wäre man in dem Erfüllten, als ob es wäre. Ist man wirklich dort, so weicht das Versprochene zurück wie der Regenbogen. Dennoch ist man nicht enttäuscht; eher fühlt man, nun wäre man zu nah, und darum sähe man es nicht."

Heimat also als Begriff, welcher der Metaphysik angehört, so wie zum Beispiel der Andere mit großem A, oder letztlich auch die Liebe, besonders dann wenn sie fragwürdig, also unglücklich ist. Das ist bestimmt richtig, aber es gibt eben auch den anderen mit kleinem A, den Konkret-einem-Gegenüberstehenden, es gibt die Banalitäten der Liebe und ebenso die der Heimat, die konkreten Akzidentien also, mit denen die Philosophie oft vorgibt nichts zu schaffen zu haben, wobei sie sich doch heimlich immer daraus speist; und am Ende ahnt auch der Metaphysiker, dass sein Selbst am ehesten noch sein Körper war, und seine Existenz am ehesten noch sein Alltag, aber dieses Erschrecken wird der Nachwelt meist nicht überliefert, weshalb sich Generationen um Generationen immer wieder um Transzendenz bemühen, anstatt dem Wechsel des Augenblicks mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein Vorzug der Heimat scheint demnach darin zu liegen, statisch und allzeit verfügbar zu sein, zumindest als theoretisches Konstrukt, zu dem sich Heimat mittlerweile fast vollkommen transformiert hat. Je weniger Heimat es tatsächlich gibt, desto mehr wird sie beschworen, und irgendwann, in nicht so langer Ferne, wenn das, was Heimat vielleicht einmal auf dem Reißbrett war, völlig verschwunden sein wird, werden Kinder in einem 24 Stunden geöffneten Rewe, entschuldigen, einer 24 Stunden geöffneten Rewe, Heimatbilder zum Sammeln kaufen, die dann in ähnlicher Realitätsferne die Dinosaurierbilder abgelöstet haben werden. Doch soweit sind wir noch nicht. Noch gibt es Heimatsendungen, in denen sich Menschen, zwar mittlerweile in Phantasiekostümen und -frisuren, aber eben noch echte Menschen, mit umgehängten Elektrogitarren von links nach rechts wiegen und die Heimat besingen, vor der sie meist stehen. Heimat braucht, folgt man diesen Bildern, einen Berg, oder auch zwei, und/oder einen See. Denn schön ist sie, die Heimat.

In Offenbach hat man da zwangsweise, vom Schneckenberg und dem permanent von der Blaualge heimgesuchten Schultheißweiher einmal abgesehen, einen anderen Heimatbegriff. Heimat entwirft sich hier eher im Kulturfest der Nationen auf dem Wilhelmsplatz. Ein tanzender Derwisch, ein wunderbar die Baßgeige bespielender und dazu singender Rumäne, hier ist der Begriff der Heimat gleichzeitig international erweitert und dann doch wieder auf diesen Ur-Offenbacher Platz, ein

ehemaliger Friedhof übrigens, reduziert, auf diesen Ort, der Heimat für all diese Weltkulturen ist. Das Verbindende der Weltkulturen scheint, wenn man die zwei Tage lang nicht abreißen lassen Rauchschwaden über dem Wilhelmsplatz betrachtet, in erster Linie der Grill zu sein. In zweiter Linie dann das, was auf diesen Grill gelegt wird, Hammel, Rind, Lamm oder Fisch, und erst in dritter Linie die verschiedenen Kostümierungen. Natürlich hat das Ganze, so gut es gemeint ist, natürlich auch einen merkwürdigen Beigeschmack, und ich spreche nicht von der gesundheitschädlichen Wirkung halbverkohlter Grillwaren, sondern von einer Restform der museal ausgestellten Exotik, denn man muss schon eine gehörige Portion Naivität und/oder Alkohol in sich haben, um sich in kindlicher Freude an der bunten Pracht der Saris und anderer Gewänder, deren Name ich nicht kenne, zu ergötzen, und lustzuwandeln wie im Garten Eden, wo das Lamm ja auch mit dem Löwen liegt, um von diesem und jenem zu kosten und zwei Tage nach dem Ende des G8 Gipfels von Heiligendamm die in die Praxis umgesetzte Globalisierung zu preisen.

Home is where the heart is, dieser Satz aus den Zeiten als Norman Rockwell noch recht hatte, wurde schon in den Siebziger Jahren der Black Panther durch das genauso treffende *Home is where the hatred is* ersetzt, denn genauso wie zur Liebe, gehört auch zum Hass die entsprechende affektive Bindung. Die Botschaft lautet nun: hier haben sie mich fertig gemacht, und weil ich mit meinem Blut bezahlt habe, gehe ich hier auch nicht weg. Recht haben sie natürlich, doch um was kämpfen all die Heimatlosen dieser Erde, da die meisten sich doch irgendwo auf einem einigermaßen definierten Boden befinden, von den Häftlingen in Guantanamo, den albanischen Flüchtlingen in den Gewässern vor Italien, den Subsahara Flüchtlingen in den Gewässern vor Spanien, den Hunderttausenden, die gerade irgendwo auf der Welt, wegen eines kleinen Lokalkriegs ihre Heimat verlassen und ins Ungewisse ziehen, einmal abgesehen, ich meine, nicht weil sie eine Minderheit wären, sondern weil sie am allerwenigsten über ihre Heimat reden? Ihnen geht es nämlich um das schlichte Überleben. Heimat, und das Gefühl Heimat, denn etwas anderes scheint es am Ende doch nicht zu sein, setzt folglich einen gewissen Luxus voraus, zumindest eine gewisse kontemplative Ruhe, genau diesen Überhang an frei verfügbarer Zeit, den man dann verwenden kann, um sich Gedanken über Heimat zu machen, weil es einen nicht wirklich betrifft.

Doch von solcher Art von Heimat soll hier nicht die Rede sein. Nein, Heimat tauchte für mich als Messdiener zum ersten Mal wirklich nachvollziehbar in einem mir unvergesslichen Kirchenlied auf, das eine ausnehmend schöne Melodie besitzt und einen wunderbar in ihr eingebetteten Text, der lautet: Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu. Sich als heimatlos zu empfinden und das Dasein auf dieser Erde als eine Wanderung in Richtung auf die Heimat, das hat etwas, denn demnach wäre zwar Heimat gleicher-

maßen transzendiert, aber nicht als Wahnbild der Vergangenheit, sondern eben als Trugbild der Zukunft, worin, zumindest für mich seinerzeit, einfach mehr Trost lag.

Heimat scheint also ein Problem in sich zu bergen, da sich der Begriff der Heimat scheinbar leichter mit der Vergangenheit oder der Zukunft verbinden lässt als mit der Gegenwart. Die Wahrheit der Heimat aber liegt höchstwahrscheinlich genau dort. Die Heimat gleicht damit einem anderen Begriff, dem des Ich, denn mit welchen Begriffen ich dieses Ich bezeichne, das spielt für mich selbst keine Rolle, sondern kann allein für andere wichtig sein, die von dieser Aussage etwas ableiten. Mit der Heimat ist es ähnlich: Was, du wohnst in Offenbach? Warum das denn? Diese Aussage spielt nur eine Rolle für den, der nicht hier wohnt, denn wer in Offenbach wohnt, wer seine Heimat kennt, der weiß, dass der Unterschied zu Frankfurt in vielerlei Hinsicht marginal ist, was jetzt nicht für Offenbach, sondern gegen Frankfurt sprechen soll. Darmstadt, um in der hessischen Heimat zu bleiben, ist natürlich eine ganz andere Sache, Darmstadt ist wirklich schön. Die Mathildenhöhe, die prächtige Villa der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, welche die wunderbaren Arbeitsstipendien für Schriftsteller bewilligt....

Machen wir es uns mit der Heimat nicht zu einfach, indem wir genau das als Heimat bezeichnen, was über unsere individuellen Empfindungen hinausgeht und uns in der Regel nicht passt? Oder natürlich und noch viel häufiger umgekehrt, Heimat als das, was wir verehren, was größer, höher, älter und überhaupt mehr ist als wir selbst, ein Mittel zur Aufwertung des Individuellen? Dann wäre Heimat letztlich das, was in der Jungianschen Psychologie der Schatten genannt wird, die Anteile des Selbst, die wir ausgelagert haben, weil wir sie aus einer spezifischen Disposition heraus nicht an uns selbst erkennen können. Das würde auch erklären, warum mir Offenbach manchmal als so wunderbar erscheint, die schönen Häuser der Karlstraße, der Duft von Linden oder Flieder, unten am Main diese malerische Biegung nach Bürgel, wenn das Wasser ganz ruhig daliegt, ein Ruderer auf der anderen Seite, ein Schwan, die Wolken ziehen, Sonntagnachmittag, die Melancholie der leerstehenden Geschäfte, die trauten Zweifamilienhäuschen in Tempelsee, und dann doch wieder ganz anders mit der Hundescheiße auf Schritt und Tritt, dem brutal abgeholzten Bäumen am Bahndamm, den öden Passagen und den noch öderen Ideen immer mehr solcher Passagen entstehen zu lassen oder gar den Wilhelmsplatz zu überdachen...

Glück und Frieden aber kann man nur finden, wenn man den Schatten wenigstens teilweise wieder integriert und zu sich zurücknimmt. Dann wäre ich also meine eigene Heimat. Und die Heimat wäre ich. Und somit wäre kein anderer für diese Heimat verantwortlich außer mir, dafür könnte mir umgekehrt niemand in diese Heimat reinreden oder sie mir gar nehmen. Mit dieser Art von Heimatbegriff erkläre ich mich gern einverstanden. Wenn die Stadt dann noch etwas strikter gegen

meine Schattenanteile vorgeht, die nachts um drei auf der Straße rumbrüllen, mit Achtzig an der Wilhelmschule vorbeirasen oder ihre Hunde, wie schon gesagt, dann könnte ich auf jegliche Transzendenz verzichten und einfach nur sein, hier sein, in der Heimat.